

Vergewaltigung bei Kriegsende 1945 unterschiedlich erinnerten und zwar je nachdem, ob sie später in der DDR oder der BRD lebten und zu welcher Besatzungsmacht die Vergewaltigten gehörten. Dahlkes Ausführungen zu Zensur und zur Publikationsgeschichte machen auf wichtige Kontextfaktoren autobiographischen Schreibens aufmerksam. Mit den Jahren nach 1989 befasst sich Karen Leeder, die danach fragt, wie Frauen die Erfahrung der Wende autobiographisch verorten. Sie macht eine umfangreiche autobiographische Dokumentations-Literatur aus, findet aber nur wenige literarische Autobiographien, und diese stammen von Männern. Daraus leitet sie ab, dass in dieser spezifischen Identitätskrise gemischte Genres geeigneter sind, vor allem wenn sie Fiktionalisierungen einbeziehen. Eine bessere Kenntnis der Dokumentations-Literatur früherer Epochen führt möglicherweise zu ähnlichen Beobachtungen.

Wie die Beiträge zeigen, ist unter LiteraturwissenschaftlerInnen eine lebhafte Debatte über die Vielfalt autobiographischen Schreibens im Gange. Dabei bewährt es sich, Autobiographie als Analysebegriff weit zu fassen. Das heißt Bekanntes neu zu lesen, bislang ausgegrenzte Texte auf autobiographische Inhalte und Formelemente hin zu prüfen und die nicht-professionell Schreibenden stärker einzubeziehen. Gleichzeitig ist die Theorie-diskussion weiter zu führen. Anregungen dazu bietet der Band in vielerlei Hinsicht.

Gudrun Wedel, Berlin

Gudrun Wedel, *Lehren zwischen Arbeit und Beruf. Einblicke in das Leben von Autobiographinnen aus dem 19. Jahrhundert* (L'Homme Schriften. Reihe zur Feministischen Geschichtswissenschaft; 4). Wien: Böhlau 2000, 333 S., EUR 47,80, ISBN 3-205-99041-2.

In ihrer theoretischen und methodischen Einleitung setzt sich Gudrun Wedel kritisch und ausführlich mit dem Wert der Autobiographie als historischer Quelle auseinander. Sie beruft sich für ihre Untersuchung vor allem auf Bettina Dausiens handlungstheoretisch fundierten Ansatz. Danach platziert sich die Autorin in der Autobiographie als agierendes Subjekt. Obwohl konstruiert, ist die Autobiographie nie frei erfunden, sondern „bezieht sich auf gelebtes und erlebtes Leben“ (20). Die Niederschrift ist Teil eines Kommunikationsprozesses und wirkt für die Autorin in hohem Maße handlungsorientierend. Die einleitenden Vorgaben ergänzt Wedel in jedem Kapitel laufend mit äußerst präzisen Angaben zur Bedeutung und Funktion der verwendeten Begriffe und zum methodischen Umgang mit dem Material, was zum hohen Erkenntniswert der Untersuchung beiträgt.

Wedel analysiert die Autobiographien von 32 Frauen aus dem geographischen Raum, der zwischen 1871 und 1914 das deutsche Reich ausmachte. Deren gemeinsamer Nenner ist die kurz- bis langfristige Tätigkeit als Lehrende. Es handelt sich also nicht um eine Kollektivbiographie im Sinne der Herausarbeitung gemeinsamer biographischer Merkmale von Angehörigen einer zusammengehörenden Gruppe, sondern um die Erschließung gemeinsamer Merkmale einzelner Personen. Wedel fokussiert dabei vor allem die Entscheidungsmomente, die zur Aufnahme oder Aufgabe der Lehrtätigkeit führten, und

die für Frauen typischen Grenzbereiche zwischen Lehre als Erwerbs- und Nichterwerbstätigkeit. Die Wahl der 32 Autorinnen ist bestimmt durch die Festlegung auf drei Generationen von Lehrenden, die alle im Abstand von 30 Jahren im 19. Jahrhundert geboren wurden: Sieben gehören mit den Jahrgängen 1815 bis 1817 zur Generation der „Großmütter“, 15 mit den Jahrgängen 1848 bis 1850 zur Generation der „Mütter“ und zehn mit den Jahrgängen 1877 bis 1879 zur Generation der „Töchter“. Da das Schreiben einer Autobiographie Muße voraussetzt, ist es nicht erstaunlich, dass die Frauen aller drei Generationen fast ausnahmslos aus der Oberschicht oder oberen Mittelschicht stammten. Ebenso wenig erstaunlich ist die konfessionelle und regionale Zusammensetzung. In katholischen Regionen wie Süddeutschland waren Lehrerinnen mehrheitlich Ordensfrauen und so waren denn auch von den 32 Autobiographinnen nur drei katholisch und nur ein Viertel von ihnen kam aus dem Süden.

Im Kapitel „Die Autobiographinnen“ untersucht Wedel das Sozialprofil der Autorinnen und die Ausbildung auf dem Hintergrund der geschlechterspezifisch konnotierten Entwicklung des Schulsystems. Das Gymnasium war im 19. Jahrhundert der entscheidende Selektionsfaktor für eine Karriere im öffentlichen Dienst. Da die Frauen im Gegensatz zu den Männern dazu nicht berechtigt waren, hatte deren Ausbildung nicht auf Selektion ausgerichtet zu sein, sondern vielmehr auf die allen gemeinsam zugeordnete Rolle als Hausfrau, Gattin und Mutter. Die über die Volksschule hinausgehende Mädchenbildung war daher noch lange wenig bestimmt, ebenso wenig die Voraussetzungen für die weibliche Lehrtätigkeit. Im Kapitel „Zeiten“ orientiert sich Wedel an der klassischen Kohortenanalyse des Lebenszyklusmodells, wonach sich im Leben klar abgegrenzte Altersphasen ablösen. An die Lebensverlaufforschung anknüpfend, berücksichtigt sie aber auch die Verweildauer in den einzelnen Phasen, die Zeitspannen vor und nach Lebensereignissen und den Bezug zwischen individuellen Übergängen und gesellschaftlichen Ereignissen, um die Motivation für den Einstieg in die Lehrtätigkeit, deren Dauer sowie deren zeitweilige oder definitive Aufgabe herausarbeiten zu können. Dabei schließt Wedel die „Familienlehre“, den nicht entlohnten Unterricht im Rahmen der Familie oder der Verwandtschaft, in die Untersuchung ein. Im Kapitel „Orte“ erweist sich denn auch die Trennung zwischen Orten des Wohnens und Orten des Arbeitens oft als unmöglich. Es bestätigt sich die schon mehrfach kritisierte Unschärfe in der Unterscheidung von „öffentlich“ und „privat“, reduzierte sich doch beispielsweise der private Raum vieler Erzieherinnen buchstäblich auf das Bett. Daher bezieht Wedel den Begriff „Orte“ ebenso auf die räumliche Dimension des konkreten Arbeitsplatzes wie auf die berufsbedingten Bewegungen im geographischen Raum. In allen drei Kapiteln erweist sich das von ihr erarbeitete Generationenkonzept als äußerst fruchtbar. Nicht nur ermöglicht dieses Konzept, die zeitspezifische Prägung und Eingebundenheit bekannter Autobiographinnen wie Malvida von Meysenburg aus der ersten oder Helene Lange aus der zweiten Generation in ihrer aktiven Lebensgestaltung aufzuzeigen, sondern es erlaubt Wedel auch, die Generation der „Mütter“ in Abgrenzung zu den beiden anderen Generationen als die „Generation der Lehrerinnen“ zu definieren.

Zwar standen die Väter der meisten Autobiographinnen in verschiedenster Funktion im Dienste der jeweiligen Regierung, doch während die Frauen der ersten Generation sich vor allem aus einer familienbedingten Umbruchsituation, begleitet von drohendem Statusverlust, entschieden zu unterrichten, taten dies die Frauen der zweiten Generatio-

nen aus Wissensdurst, gezielt und ohne äußeren Druck. Sie orientierten sich meistens an einem weiblichen Vorbild und suchten aktiv nach Mitteln, um sich die dazu notwendigen Kenntnisse anzueignen. Viele von ihnen engagierten sich wie Helene Lange für ihre Bildungsideale auch im Rahmen der Frauenbewegung. Die Generation der „Töchter“ dagegen nahm aus Unsicherheit über ihr Berufsziel das nun institutionalisierte Ausbildungsangebot als Einstieg in eine noch nicht klar bestimmte Zukunft. Diese Grundlage ermöglichte einigen von ihnen später den Wechsel vom Lehrberuf zur weiteren Ausbildung an die Universität. Frauen der „Müttergeneration“ dagegen wechselten weit weniger oft zu einem anderen Beruf. Sie unterrichteten auch häufiger vollzeitlich und durchschnittlich mehr Jahre als die „Großmütter“ und „Töchter“. Aber im Gegensatz zu den männlichen Biographien waren selbst die Schullehrerinnen dieser Generation nicht über die ganze Phase der Berufstätigkeit nur in der Schule aktiv und keine gab ihre Lehrtätigkeit „regulär“ auf, das heißt als Ende der beruflichen Arbeit. Die Aufgabe der Lehrtätigkeit an einer Schule war nicht zuletzt auch bedingt durch die weit schlechtere Stellung der Frauen bei gleichzeitiger herkunftsbedingter Standesüberlegenheit gegenüber ihren männlichen Kollegen. Selbst noch die dritte Generation war finanziell und strukturell benachteiligt. Die unterschiedliche Stellung der Geschlechter zeigte sich vor allem auch in der Vielfältigkeit der weiblichen Arbeitsplätze. Frauen aller drei Generationen unterrichteten weit häufiger in privaten Schulen und Internaten, bei sich zu Hause und in fremden Haushalten, nicht selten im Ausland. Nur 15 Frauen, also knapp weniger als die Hälfte der 32 Autobiographinnen, waren nur in Deutschland tätig, die Mehrheit dagegen phasenweise ebenfalls in anderen europäischen Staaten, allen voran in England, aber auch in Übersee. Und wieder waren es die Frauen der zweiten Generation, die sich dabei am risikofreudigsten zeigten, da nur rund ein Drittel im Laufe ihres Lebens nicht im Ausland unterrichtet hatte. Generell zeichneten sie sich durch eine erhöhte Bereitschaft aus, wegen einer Stelle den Wechsel des Wohnorts in Kauf zu nehmen.

Die Facettenvielfalt der Lebensphasen, der geographischen Mobilität, der unterschiedlichen Arbeitsplätze und Lehrtätigkeiten zeigt beispielhaft die Karriere von Thekla Trinks aus der zweiten Generation, der Lesende in Wedels Untersuchung immer wieder begegnen: als stundenweise unterrichtende Privatlehrerin, als Lehrerin in verschiedenen höheren Mädchenschulen, als Erzieherin in einer Familie in Irland und in England, als Diakonissen-Oberin beim Aufbau einer evangelischen Schule in Bukarest, als Lehrerin in einem Lehrerinnenseminar, als erfolgreiche Gründerin eines privaten Mädchenpensionats in Meiningen und in Stuttgart und als Leiterin einer Sonntagsschule. Was bei dieser Vielfalt fehlt, ist die von Wedel mitberücksichtigte „Familienlehre“. Diese ist heute als Unterrichten der eigenen Kinder oder der Kinder von Verwandten weitgehend verschwunden, lebt aber als Aufgabenhilfe der Mütter bis in die Gegenwart fort. Auf das Manko an historischen Untersuchungen über den unentgeltlich geleisteten Bildungsbeitrag der Frauen im Rahmen der Familie weist Wedel mehrfach hin, da sich Forschungen zur Berufstätigkeit immer noch am Vorbild der männlichen Normalbiographie orientieren. Aber selbst diese Normalbiographien wären, wie Wedel in Bezug auf die Brüchigkeit der Berufsidentität einiger Väter der Autobiographinnen hervorhebt, neu zu überprüfen.

Elisabeth Joris, Zürich